

Mikael Lundt

# R/N/A

Tödliche Sequenz



MIKAEL LUNDT  
AUTOR & SELFPUBLISHER

Irgendwo in den verschneiten Wäldern Rumäniens, 8. Januar

Die Haut von Probandin 109 leistete der kaum einen halben Millimeter dünnen Nadel keinerlei Widerstand. Dank ihrer Nanobeschichtung glitt die Kanüle in den Arm, als wäre es hauchdünne Seide. Doch Seide fand sich nirgends in dem sterilen Labor, in dem Nummer 109 lag. Hier gab es nur keimfreie Kunstfasern, deren Weiß so strahlend war, dass es beinahe in den Augen schmerzte.

So gut wie alles war weiß in diesem Raum, die Masken und Kittel des Personals, die medizinischen Apparate, die Betten, an welche die Testpersonen mit Gurten gefesselt waren, die Wände, der Boden und die Decke samt ihren Sensoren und Kameras. Nur die dunkle Haut der sechs betäubten Frauen auf den Behandlungsliegen widersetzte sich der Diktatur des blassen Interieurs. Im Kontrast dazu wirkte ihr Teint umso schwärzer.

Unvermittelt brach ein rotes Licht in das monochrome Stilleben. Ein schriller Alarm folgte. Beides kam aus dem Nachbarlabor, in das man durch eine gläserne Tür hinüberwechseln konnte.

Einige der Mitarbeiter in den Schutzanzügen ließen von den Probandinnen ab und wandten sich um. Einer ging zur Tür und spähte hinüber ins Labor, aus dem immer noch das blutrote Licht schien. Er drückte den Rufknopf an der Sprechanlage neben der Verbindungstür.

„Control Room, hört ihr mich? Hier Dr. Stewart, in Labor 6 hat ein Alarm ausgelöst, dabei sollten die dort alle tief und fest schlafen.“ Er ließ die Taste los und wartete.

Der Lautsprecher knackte, dann kam die Antwort. „Wir

haben es auf dem Schirm. Machen Sie weiter mit Ihrer Serie.“

Stewart sah zwischen Sprechanlage und Glastür hin und her. Gerade wollte er sich umwenden, um seine Arbeit fortzusetzen, da war Poltern und Scheppern von nebenan zu hören.

Keine Sekunde später hämmerte eine blutverschmierte Faust gegen die Scheibe.

Stewart zuckte zurück, obwohl er wusste, dass es nicht nötig war. Die Tür bestand aus Verbundglas und war ohne Schlüsselkarte nicht zu überwinden.

Dann presste sich ein Gesicht an das Glas.

Diese Augen – feuerrot!

Alle Blutgefäße darin schienen geplatzt zu sein. Die Augen fixierten Stewart.

Weitere Mitarbeiter näherten sich und verfolgten, wie sich die Frau nun mit voller Wucht gegen die Tür warf, so als nähme sie keinerlei Rücksicht auf ihren Körper.

Erneut drückte Stewart die Sprechtaaste. „Notfall in Labor 6“, meldete er. „Die Serie ist ein Totalausfall.“

„Stand-by“, kam die Antwort.

Quälende Sekunden vergingen.

Stewart tauschte Blicke mit den Mitarbeitern um ihn herum.

Da meldete sich die Stimme aus dem Lautsprecher wieder: „Protokoll Delta ausführen, wir schalten den Dekontaminationsprozess frei, bestätigen Sie!“

Auf der anderen Seite des Durchgangs leuchtete ein grell-orangener Notschalter auf, der hinter einer Glasabdeckung in die Wand eingelassen war.

„Bestätigen Sie!“, wiederholte die Stimme aus der Sprechanlage.

„Prozedur ist bereit“, gab Stewart knapp zurück.

„Auslösen und überwachen.“

Stewart ging hinüber zum Schalter, klappte die Abdeckung hoch und drückte. Der Knopf rastete ein und wechselte die Farbe von Orange zu Grün.

Von jenseits der Tür war ein lautes Zischen zu hören,

dann Schreie, animalisches Gurren. Nach wenigen Sekunden herrschte Totenstille.

Niemand rührte sich, keine der Probandinnen in Labor 6 und keiner der Mitarbeiter in Labor 7. Das rote Licht von jenseits der Tür erlosch, und die grellweiße Deckenbeleuchtung wurde wieder eingeschaltet.

Stewart vermied es, einen Blick durch das Glas zu werfen, er wusste, was das Gas mit lebenden Organismen anrichtete. Er war selten so froh gewesen, dass die Türen zwischen den Laboren absolut luftdicht waren. Zügig ging er zur Sprechanlage.

„Nummer 6 vollständig dekontaminiert“, meldete er und wandte sich um. Zufrieden stellte er fest, dass sich seine Kollegen bereits wieder an die Arbeit machten und die letzten Proben von den Probandinnen Nummer 108 bis 114 nahmen. Er hatte sich geschworen, diese Arbeit nicht an sich heranzulassen, seine Gefühle zu unterdrücken, aber er merkte, dass ihm das zunehmend nur unter Mühe gelang. Je eher sie hier fertig waren, desto besser.

Stewart kehrte zu Probandin Nummer 109 zurück und betrachtete sie eine Weile. Könnte mit ihr das Gleiche passieren wie mit der Frau drüben in Labor 6? Wieso verriet man ihm nicht, was er den Testpersonen spritzte? Er kannte die Antwort. Das alles hier war hochgradig illegal. Beim besten Willen konnte er sich nicht vorstellen, dass diese Experimente jemals von einer Behörde genehmigt worden waren. Doch nun dachte er an das Nummernkonto, das man für ihn eingerichtet hatte und auf dem mittlerweile eine knappe Million Euro liegen dürfte.

„Noch kurz durchhalten und dann zur Ruhe setzen“, sagte er zu sich selbst und besann sich. Er wandte den Blick einem Display neben dem Bett zu und überflog die Anzeigen. Gerade kam ein Update: Die Analysen der ersten Probenserie von Nummer 108 bis 116 waren da.

Zischend sog Stewart die Luft ein. Da waren sie! Genau die Parameter, die sie erzielen sollten. Ihm wurde mit einem

Mal warm unter seinem Kittel. Er scrollte durch die Ergebnisse, anschließend winkte er dem Kollegen Daniels, der drüben bei 111 stand. „Schau dir die Daten an, 109 reagiert!“

Auch Daniels befasste sich mit dem Display an seinem Platz. „Bestätige. 111 reagiert ebenso positiv, nein, Moment. Die ganze Reihe!“

Die übrigen Mitarbeiter prüften die Anzeigen. Einer nach dem anderen bestätigte den Erfolg.

„Das ist es!“, rief Stewart freudig aus.

„Ich starte die Verifikation“, sagte Daniels und machte ein paar Eingaben. „Wir sichern alle Ergebnisse und melden wir den Durchbruch an die Zentrale. Wir können schon mal die Koffer packen, Kollegen“, verkündete er.

„Endlich! Wie ich dieses schäbige Land hasse!“, antwortete Stewart.

„Nach dem Tag heute kann ich es gar nicht erwarten, Good bye Labor, hallo Feldstudie zu sagen“, meinte Daniels und berichtete anschließend: „Ergebnisse sind validiert und übermittelt. Zentrale bestätigt den Empfang.“

„Sehr gut, dann machen wir noch ...“, setzte Stewart an und wurde von einem lauten Knacken aus der Sprechanlage unterbrochen.

Eine nüchterne, kalte Stimme war zu hören. Es war nicht die gleiche wie beim letzten Mal. „Ich darf Ihnen zu Ihrem Erfolg gratulieren, meine Herren. Ihre Arbeit trägt Früchte, die in die Geschichtsbücher eingehen werden.“

Stewart und die anderen sahen sich irritiert an. Mit einer so schnellen Rückmeldung aus der Zentrale hatte niemand gerechnet. Doch wem gehörte diese Stimme?

Nun gingen Stewart und Daniels auf die Sprechanlage zu. Stewart drückte den Knopf. „Danke, hochofrenet, Herr ...“

„Lassen wir doch das Geplänkel. Ich muss Sie leider informieren, dass wir angesichts des jüngsten Erfolges umgehend die Sicherheitsmaßnahmen verschärfen müssen.“

Stewart sah hinüber zu Daniels, in dessen Gesicht sich pure Besorgnis spiegelte. „Was soll das heißen?“, fragte er.

Stewart wollte gerade die Sprechtaſte drücken, um die Frage weiterzugeben, da meldete ſich die eiskalte Stimme erneut. „Ich danke allen Kollegen für Ihren Einsatz. Leider trennen ſich unsere Wege nun.“

„Was der Kerl ſagt, gefällt mir nicht!“, rief Daniels und eilte hinüber zum Laborausgang. Dort hielt er ſeine Zugangskarte an den Leſer, doch nichts geſchah. „Scheiße, was ſoll denn das? Wollen die uns hier einſperren?“

Unruhe machte ſich unter den Anweſenden breit – aber nur kurz, biſ ſich die Tür zum Nachbarlabor 6, in dem ſich erſt vor wenigen Minuten der Zwiſchenfall ereignet hatte, ganz langſam aufſchob.

Stewart trat erſchrocken davon zurück, preſſte ſeine Geſichtsmaske auf Naſe und Mund, eilte vor und drückte die Sprechtaſte. „Hallo! Die Tür geht auf, das Gas iſt noch nicht ganz neutraliſiert, es wird uns ...“ Der Reſt deſ Satzeſ ging in einem Huſtenanfall unter. Stewart ſank auf die Knie, kippte zur Seite, ſchlug mit dem Kopf auf, konnte ſich nicht mehr rühren. Während er ſtur geradeaus in daſ aufgequollene und blutüberſtrömte Geſicht von Probandin 106 ſtarrete, hörte er hinter ſich den dumpfen Klang von auf den Boden fallenden Körpern.

Dann waren da Schreie, markerschütternd, grell. Sein Geiſt war ſchon zu benebelt, um zu merken, daſ eſ ſeine eigenen waren.

WHO-Camp „Endurance“ im Süden Malis, Afrika, 26. September

Dr. Laura Delille schlug die staubige Zeltplane beiseite und spähte in die flimmernde Mittagshitze hinaus. Die Schlange an Menschen wurde kaum kürzer, und das, obwohl sie seit heute Morgen Dutzende Patienten im Akkord abgefertigt hatte. Sie schüttelte resigniert den Kopf. Es war kein Wunder, wenn auf 10.000 Einwohner nur ein Arzt kam.

Eine Hand legte sich sanft auf ihre Schulter. Laura brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass es Kimara war, eine der treuen Seelen hier, eine der Krankenschwestern und Pflegerinnen, die sie persönlich angelernt hatte. Laura wusste, was Kimara wollte: an den Termin erinnern. Sie seufzte schwer. „Ich hab weiß Gott Besseres zu tun“, sagte sie und drehte sich zur Schwester um.

„Ich weiß“, antwortete Kimara und lächelte in ihrer üblichen entwaffnenden Art. „Aber wir kommen schon mal eine Stunde ohne dich zurecht.“

„Ich verstehe immer noch nicht, was das bringen soll.“

„Du weißt doch, was sie in dem Brief geschrieben haben, es ist zum Besten des Projekts! Wir brauchen Aufmerksamkeit und positive Berichterstattung. Schon allein ihretwegen.“ Sie deutete auf den Zelteingang, hinter dem die Patientenschlange wartete.

„Hab ich dir schon mal gesagt, dass ich Reporter hasse?“, fragte Laura und fuhr fort, ohne auf eine Antwort zu warten: „Sogenannte Journalisten! Schmierfinken hat mein Opa gesagt – und er hatte recht. Sie verdrehen alles so, wie es ihnen passt, legen dir absurde Aussagen in den Mund und streichen die Dinge, die wirklich wichtig sind, weil sie nicht spannend genug sind. Wozu sollen diese Typen gut sein?“

Von Kimara kamen nur ein schiefer Blick und ein Achselzucken zurück. „Um deine Frage zu beantworten: Ja, das hast du schon mal gesagt. Nicht nur einmal. Bist du jetzt fertig?“ Wieder dieses Lächeln.

„Na schön, ich warte drüben in meinem Zelt auf den Kerl.“ Nach diesen Worten verließ sie das Behandlungszelt und trat ihren Weg durch das Flüchtlingscamp an. Sie ging zwischen den unzähligen Reihen halbrunder Folienzelte und schmutziger Baracken hindurch. Bei jedem Schritt wurde etwas mehr vom staubigen, knochentrockenen Boden aufgewirbelt.

Sie hatte ihr privates Zelt noch nicht erreicht, da hörte sie das laute Knattern eines Motorrads, das mit hoher Geschwindigkeit durch die Zufahrt gebrettert kam.

Laura ahnte sofort, dass es der Reporter sein musste, der einfach nicht lockerließ. Und er wusste offenbar auch, wer sie war, denn er hielt direkt auf sie zu, bremste heftig und brachte das Motorrad knirschend neben ihr zum Stehen. Dabei verursachte er eine massive Staubwolke. Der Mann trug keinen Helm, keine sonstige Schutzausrüstung, sondern nur ein weißes Shirt, eine blaue Jeans und eine übergroße dunkle Sonnenbrille mit einem schmalen silbernen Rand. Dazu war seine Haut so stark gebräunt, dass man kaum glauben konnte, dass der Kerl Engländer sein sollte. Er wirkte wie aus der Zeit gefallen, so als würde man sich einen Film aus den 80er-Jahren ansehen.

Als sich der Staub ein wenig gelegt hatte, stieg er vom Motorrad und lachte Laura an.

Sie erwiderte sein Lächeln nicht. „Sagen Sie mal, haben Sie ein paarmal zu oft Top Gun gesehen?“, fragte sie frei heraus.

Der Mann nahm seelenruhig die Brille ab. Durchdringende tiefblaue Augen strahlten Laura entgegen. „Nennen Sie mich gerne Maverick!“, sagte er und grinste schelmisch.

Laura unterdrückte ein Stöhnen. Mit diesem Kerl würde sie noch ihre Freude haben. Es war erschreckend, wie mühe-

los er ihren Seitenhieb gekontert hatte. „Na gut, Mr. Stevens, dann bringen wir es mal hinter uns.“

„Bitte, Dr. Delille, sagen Sie doch Hugh. Niemand nennt mich Mr. Stevens.“

„Schön, dann eben Hugh. Bitte hier entlang, ich habe nicht sehr viel Zeit.“

Sie ging an Hughs Motorrad vorbei und führte ihn in ihr Zelt, in dem ein abgewetzter Schreibtisch, zwei Stühle, ein Feldbett und jede Menge Kartons standen.

Laura setzte sich hinter den Schreibtisch und deutete auf den Stuhl auf der anderen Seite.

Nun nahm auch Hugh Platz und fragte: „Darf ich?“ Ohne auf eine Antwort zu warten stellte er ein digitales Diktiergerät auf den Tisch.

Zunächst legte Laura den Kopf schief, nickte dann aber.

„Vielen Dank, Dr. Delille, dass Sie sich die Zeit für dieses Gespräch nehmen. Da ich drei Wochen darauf warten musste, ist ziemlich klar, wie beschäftigt Sie sind.“ Hugh machte eine ausholende Geste, die in dem stickigen Zelt reichlich fehl am Platz wirkte, dann fuhr er fort: „Kommen wir also zur Sache. Sie erforschen hier in Mali die Folgen von Unterernährung und versuchen, mögliche Lösungswege aufzuzeigen, ist das so weit korrekt?“

„Wenn ich ehrlich bin, komme ich nicht oft dazu, Daten für meine Studie zu erheben, weil die alltäglichen medizinischen Probleme Vorrang haben. Im Süden Malis leben fast 200.000 Binnenflüchtlinge aus dem Norden. Und seit sich herumgesprochen hat, dass hier im Camp eine Ärztin ist, kommen die Leute in Scharen. Heute Morgen hatte ich eine Mutter, die zu Fuß 90 Kilometer mit ihrem fiebernden Kind hierhergelaufen ist, weil es sonst nirgends versorgt werden konnte. Ich muss wohl nicht erwähnen, dass das Kind eklatant mangelernährt war.“

„Was haben Sie unternommen?“

„A. V. E.“

„Das heißt?“

„Antibiotika, Vitaminpräparate, Erdnusspaste. Es ist nicht viel. Aber wir tun alles, um die Folgen etwas zu mildern.“

„Sie klingen unzufrieden damit. Ist das hier ein Kampf gegen Windmühlen?“

„Lassen wir diese albernen Metaphern. Wieso müssen Journalisten immer in der Klischeekiste wühlen?“

„Meinetwegen, dann will ich es gerne etwas professioneller formulieren, Frau Doktor.“

Laura setzte ein amüsiertes Lächeln auf, doch ihr Gegenüber ignorierte es.

„Die grassierende Hungersnot in Afrika kommt nicht von ungefähr, zwei Jahre Missernten in Folge, explodierte Weltmarktpreise für Lebensmittel, massive Folgen des Klimawandels wie Dürre und Hitze. Und Sie forschen hier an den Symptomen, meinen Sie denn, dass dies wirklich ein effektiver Ansatz ist? Was bringt uns das? Was bringt das den Menschen hier?“

Laura knirschte mit den Zähnen, schluckte aber die saftige Erwidderung hinunter, die ihr auf der Zunge lag. „Hören Sie, Hugh, es ist doch so: Jeder tut, was er kann, strebt nach Zielen, die er realistischerweise erreichen kann. Journalisten wie Sie jagen einer großen Story hinterher, versuchen, Informationen zu bekommen und ihren Lesern die Welt zu erklären. Zumindest würde ich das erwarten. Natürlich wird diese Erwartung oft genug enttäuscht, weil Sie nur kurzfristig den Klicks und der Auflage hinterherhecheln. Mache ich Sie dafür verantwortlich, dass die Medienwelt so tickt?“ Sie machte eine kurze Pause, wartete, ob Hugh darauf eingehen würde, was er jedoch nicht tat. Dann fuhr sie fort. „Also, Sie wollen über meine Arbeit hier sprechen, gerne. Aber bitte ohne Polemik und ohne Sensationsgeilheit.“

Hugh nickte eine ganze Weile stumm. „Okay, Punkt für Sie. Tut mir leid. Fangen wir noch mal an?“

Bevor Laura antworten konnte, klingelte ihr Handy, das auf dem Schreibtisch lag. Sie sah auf das Display und erkannte die Nummer des WHO-Büros in der Hauptstadt

Bamako. „Entschuldigen Sie kurz? Ich muss da rangehen“, sagte sie an Hugh gewandt.

Der Reporter seufzte.

„Und würden Sie das ausschalten, bitte?“, fragte Laura und deutete auf das Diktiergerät.

„Sicher“, erwiderte Hugh, griff nach vorne und drückte auf die Stopptaste.

Laura hob ab. „Delille.“ Sie drehte sich auf ihrem Stuhl herum und wandte Hugh den Rücken zu, während sie dem Anrufer zuhörte.

„Dr. Delille, schön, dass ich Sie erreiche. Ich bin Peter Brauer, ein Kollege von Ihnen in Bamako. Man sagte mir, Sie wären genau die Richtige für mein Problem.“

„Nicht, dass ich nicht schon genügend eigene Probleme hätte“, meinte Laura und warf einen kurzen Blick über die Schulter zu Hugh, der auf seinem Handy herumtippte und so tat, als höre er nicht zu. „Okay, Peter, wie kann ich Ihnen helfen?“

„Sie haben doch vor drei Jahren eine Feldstudie zur Fertilität und zu externen Einflussfaktoren veröffentlicht. Es könnte sein, dass es dazu beunruhigende neue Erkenntnisse gibt.“

„Sie haben recht, das war mein letztes Forschungsgebiet, aber ich arbeite jetzt an einer ganz anderen Studie, Peter.“

„Es ist keine rein akademische Angelegenheit, ich denke, wir könnten hier in Mali ein akutes Problem haben.“

„Ich würde Ihnen ja gerne helfen, aber ...“

„Das freut mich!“, unterbrach sie Brauer. „Ich habe Sie schon auf dem Dienstweg angefordert und es wurde alles von der Zentrale genehmigt.“

Laura wusste einen Moment lang nicht, was sie sagen sollte. „Ich ...“, setzte sie an.

„Können Sie heute noch herkommen?“

„Heute?“, fragte Laura erstaunt und sah auf ihre Armbanduhr. Sie zeigte halb 12 Uhr mittags.

„Es ist wirklich wichtig, die Behörden von Mali haben offi-

ziell um Hilfe gebeten. Ich kann Ihnen dafür anbieten, Sie mit zusätzlichem Personal zu entlasten, damit Sie mehr Zeit für Ihr Projekt haben.“

Laura überlegte und dachte dabei an die immer länger werdende Patientenschlange vor dem Sanitätszelt. Brauers Angebot klang zu verlockend. „Schon gut, ich komme“, sagte sie schließlich.

„Wunderbar, ich informiere gleich den Minister. Wir treffen uns im Gesundheitsministerium, rufen Sie mich an, wenn Sie in der Stadt sind.“ Brauer legte auf.

Laura drehte sich wieder zu Hugh um und sah, dass er sie interessiert musterte.

„Probleme?“

„Wir müssen unser Interview leider verschieben, es gibt eine dringende Angelegenheit, um die ich mich sofort kümmern muss.“

Hugh verzog das Gesicht. „Dann begleite ich Sie! Wir können das Interview unterwegs fortsetzen, das bekommt vielleicht nette Reportage-Elemente.“

„Bedaure, ich darf niemanden im Jeep mitnehmen, Vorschriften, Sie kennen das ja“, sagte Laura. Es war eine Notlüge, aber sie klang wohl halbwegs überzeugend, denn Hughs Miene verfinsterte sich. Laura hatte nicht die geringste Lust, in der Nachmittagshitze drei Stunden auf staubigen Straßen bis in die Hauptstadt zu fahren, aber sie tröstete sich damit, dass sie so wenigstens diesen lästigen Reporter loswurde. „Sie entschuldigen mich? Ich muss gleich los.“

Zülig erhob sie sich vom Stuhl und zeigte auf den Ausgang.

„Na schön. Wann sind Sie zurück?“, wollte Hugh wissen und stand ebenfalls auf.

„Ich rufe Sie an“, meinte Laura.

„Aber sicher doch, klar“, scherzte Hugh. „Freuen Sie sich nicht zu früh, Charlie. Sie sind Maverick noch nicht los.“

### 3

Hauptstadt Bamako, Mali, Zentrallabor des Gesundheitsministeriums

„Das ist doch sicher ein Fehler, oder?“ Laura Delille klang alarmiert. Endlich sah sie vom Monitor auf und suchte den Blickkontakt mit Peter Brauer.

Der saß zurückgelehnt auf einem Drehstuhl und schüttelte langsam den Kopf. Hinter ihm wuselte ein halbes Dutzend Labormitarbeiter in weißen Kitteln herum. „Tja, anfangs haben wir das auch gedacht. Wenn es sich nur um diese eine Probe handeln würde, wäre die Annahme vielleicht plausibel, aber wir reden mittlerweile von gut zwei Dutzend. Einen Fehler können wir ausschließen.“

„Sie meinen, die Eierstöcke von mehr als 20 Frauen sehen so aus?“

„Ja, 27 bisher. Wer weiß, wie hoch die Dunkelziffer ist.“

„Ihre Arbeitshypothese? Ein Virus? Vergiftung?“

„Ich habe Sie gerufen, weil weder ich noch einer der Ärzte hier im Ministerium eine brauchbare Hypothese hat. Wir wissen nur, dass diese jungen Frauen, die meist schon zwei bis drei Kinder zur Welt gebracht haben, plötzlich unfruchtbar geworden sind und Fehlgeburten hatten. Und das geschah durch eine uns völlig unbekannte Ursache.“

Laura seufzte. „Sie hatten auf jeden Fall recht, das ist in der Tat besorgniserregend. Stammen die Patientinnen alle aus einer Region oder sind sie über das Land verteilt? Besteht ein Zusammenhang zwischen den Frauen?“

„Zum Teil. Manche sind verwandt, andere haben sich noch nie gesehen. Es sind 16 Fälle aus Bamako, aber 11 aus ganz anderen Regionen. Die Verteilung ergibt bisher kein logisches Muster.“